

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Michel Phönix. Eine Erzählung. Vom Herausgeber

[urn:nbn:de:bsz:31-336984](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336984)



Michel Phönix.

Eine Erzählung.

Von

Herausgeber.

a, ich erinnere mich noch seiner jungen Jahre; freilich alt sah der Michel schon damals aus; ein kleines Männchen mit stoppelichem Bart, ich glaube, wenn er am Sonntag rasirt war, hatte er am Montag schon wieder seinen gebürigen Wochenbart. Ja, ich erinnere mich noch seines Hochzeitstages, es war keine Musik dabei und sehr wenig Gefolge. Der Michel ging neben seiner Braut einher, sie war groß und stattlich, schön aber nicht, und es sah so aus, als wenn sie ihn nur zur Begleitung mitgenommen hätte, wie wenn man unterwegs zu einem Begegnenden sagt: Komm mit, ich mag nicht so allein gehen. Und neben der Braut ging ihre Mutter, die alt' Babi hat man sie geheißt. Sie hatte ein halbes Häuschen draußen im Hennebühl, in der Gasse noch abseits; der Weg dahin war schmal und von zwei Hecken eingeschlossen.

Der Brautzug bestand nur aus den Brautleuten, der Mutter, dem Dorfschützen und einer Schwester der Babi aus Mhl Dorf mit ihrem Manne. Als sie nun vorüberzogen, den kleinen Hügel hinan nach der Kirche, da schauten die Menschen aus den Fenstern, blieben auf den Gassen stehen und winkten einander und sprachen davon, wie wunderbar es wäre, daß Menschen in solcher Armuth auch noch heirathen. Manche aber gaben dem Michel doch Recht und sagten, es sei immer besser, ein Heimwesen zu haben, als sein Leben lang Knecht bleiben. Alle aber staunten über seinen Muth, daß er es wage, die Rätke zu heirathen und die alt' Babi noch dazu.

Der Michel war beliebt im Dorfe, er war ein guter Tagelöhner, just nicht von den flinksten, aber er machte seine ehrliche Arbeit und war nicht heikel im Essen; er war Tag und Nacht zu haben für alle Dienste, war mit Allem zufrieden und kurz, was man so nennt, eine gute Haut.



Hinter dem Brautzuge drein kamen noch einige alte Weiber in ihrem Sonntagsstaat, mit ihrem Gebetbuche. Sie lassen sich nicht gern irgend eine Feierlichkeit im Dorfe ent schlüpfen, die ihnen Gelegenheit gibt, in die Kirche zu gehen und sich da etwas Orgel spielen zu lassen und auch zu beten; da hat man doch im Tage etwas Besonderes gehabt. Uebermüthige junge Mädchen riefen einander an und ermunterten sich gegenseitig, vom Waschkübel und der Hausarbeit hinweg, trotz des Werkeltagsanzuges sich in die Kirche zu schleichen und vom Empor aus zu sehen, wie der Michel und die Käthe getraut werden. Die Sache ging aber ganz gut von Statten, und als es wiederum läutete und die Vermählten aus der Kirche kamen, da gingen da und dort Männer und Frauen auf sie zu und wünschten ihnen Glück. Die Käthe gab nicht viel drauf und die Babi noch weit weniger. Der Michel aber schmunzelte gar vergnüglich und streichelte sein glattes Kinn. Es ist das einzige Mal, daß ich ihn ohne Wochenbart gesehen habe.

Das Hochzeitsmahl soll sehr bescheiden gewesen sein.

Was thut's? Der Michel war verheirathet und hatte nun einen Hausstand so gut wie Andere.

Am Abend erzählte unser Nachbar, der Schlosser Blank, daß er auf dem Wege nach Ahlbors den Michel getroffen habe, wie er am Morgen seines Hochzeitstages Steine klopfte an der Straße, denn Michel war nicht ganz ohne Amt und Würde, er war Stellvertreter des Wegnechtes, da dieser krank daniederlag.

Lange war von Michel gar keine Rede mehr, man sah ihn manchmal in's Feld fahren, oder heimkehren mit zwei Kühen, die an den Wagen oder Pflug gespannt waren; eine Kuh gehörte ihm, die andere seinem Hausgenossen, dem Korbmacher Heigele. Sie halfen einander gegenseitig aus, das Feld bestellen, und was so der Arbeit mehr ist.

So gingen Jahre vorüber. Da in einer Herbstnacht schrie es durch das Dorf: „Feuer jo! Feuer jo!“ Ihr heutigen Tags könnt gar nicht mehr wissen, wie gräßlich das damals klang, als noch nirgends eine ordnungsmäßige Feuerwehr eingerichtet war. Die Sturmglocke läutete, Fenster wurden aufgerissen, Menschen eilten auf die Straße und fragten: „Wo brennt's?“

„Draußen im Hennebühl bei der alten Babi!“

Die Spritze wurde herausgezogen, wir Kinder eilten auch mit auf den Brandplatz, wir wurden fortgejagt, kamen aber bald wieder.

Unvergeßlich ist mir der Anblick, wie abseits unter dem Kirschbaum, vom Feuer beschienen, die alte Babi stand mit aufgelöstem Haar, sie hielt ihre schwarze Kape auf dem Arm, und ihre Augen stimmerten und starrten in die lichterloh flamme hinein, und die Augen der Kape stimmerten noch mehr.

„Wo ist der Michel?“ hieß es.

„Er hat die Kuh gerettet und ist dabei durch einen herabfallenden brennenden Balken verletzt worden, die ganze linke Wange soll ihm verbrannt sein!“

Jedermann bedauerte den Michel. Die Spritze ächzte, und der Schlosser Blank, der oben auf der Spritze saß und den Schlauch leitete, schrie sich heiser. Aus den Nachbarhörsfern kamen auch die Spritzen herbei, aber sie kamen zu spät. Das ganze Haus mit Allem, was drin war, war vom Feuer verzehrt.

Die Kuh war in des Kodelbauern Haus gebracht worden. Dort im Stall war großes Gedränge, Alle wollten die Gerettete sehen, als ob man

noch nie eine Kuh gesehen hätte. Die Kuh brummte in sich hinein, als wollte sie sagen: Ihr einfältigen Menschen, was habt Ihr an mir zu sehen? Seht nach dem Michel!



Ja, der war schlimm anzuschauen; man erzählte sich im Dorfe Grausenhaftes, wie er zugerichtet sei; man erzählte aber auch, daß er einen schönen Spaß gemacht habe, denn als ihn der Chirurgus verband, sagte er zu diesem: „Für's Künftige kriegst Du für's Nasiren nur einen halben Kreuzer, denn auf der Seite da wächst kein Bart mehr.“

Und so war's auch, der Michel behielt sein Leben lang eine rothe Brandnarbe, die fast die ganze linke Wange bedeckte.

Nun aber hieß es: wie bauen wir das Haus wieder auf? Denn

wenn man's nicht aufbaut, bekommt man das Geld nicht, mit dem es in der Brandkasse versichert ist. Dazu hatte noch der Michel all seinen Hausrath verloren, für den er nichts bekommt, und der war eigentlich mehr werth als das Haus selbst. Jetzt erfuhr man auch, daß er einen heimlichen Schatz besessen, ganze fünfzig Gulden, die man aber beim Wegräumen des Schuttes nicht fand. Der Michel behauptete, daß sie einer der Wegräumenden gefunden und für sich behalten habe.

Die alte Babi wußte Rath, sie brachte es beim Schultheißenamt und beim Landgerichte dahin, daß Michel einen Brandbrief erhielt. So nannte sie den mit einem großen Amtssiegel versehenen Brief, der den Michel ermächtigte, auf den Bettel zu gehen. Da stand's geschrieben und unterschrieben, daß er ein braver und arbeitsamer Mann sei und das Unglück gehabt habe, abzubrennen, und die Wohlthätigkeit der Menschen wurde angerufen, ihm wieder aufzuhelfen.



Unser Knecht begegnete draußen im Weiherwald dem Michel, als er zum ersten Mal mit dem Brandbrief in die Fremde ging. Er zeigte dem Knecht den Brief und sagte: „Da soll ich nun betteln gehen, sie will's haben — Sie, das war nämlich die alt' Babi — und sie sagt, ich wäre der einfältigste Tölpel, wenn ich's nicht dahin bringe, daß wir das Sieben-

sache bekommen, was wir verloren haben. Sieh' Dir diesen Stock an"; sagte er dann zu unserem Knechte, „weißt Du, was das ist?“

„Ja, ein Schlehborn.“

„Nein, ein Bettelstab. Komm, Bettelstab!“ jagte er dann, steckte sein Zeugniß, das sich in einem großen Umschlage befand, wieder ein, drückte mehrmals an die Brust, um sich zu versichern, daß er es noch bei sich habe, und trollte davon.

Der Michel kam lange nicht nach Hause, den ganzen Winter nicht, aber im Dorfe hieß es, er habe Geld geschickt. Die alte Babi hatte Kaffee und Zucker beim Krämer in der Stadt gekauft, sie hatte es heimlich gethan, aber es war doch ruckbar geworden. Und die Käthe trug zu Weihnachten ein schönes neues Kleid. Sie hatten freilich die Kuh verkauft, aber es war doch sicher, daß sie noch heimliche Schätze haben mußten.

Man hatte schon das Heu eingethan, als der Michel wiederkam. Er sah ganz wohlgenährt aus, er kaufte dem Heigele seine Haushälfte ab, und nun wurde zu bauen begonnen. Man kann nicht anders sagen, der Michel arbeitete rechtschaffen mit; er grub und schaufelte und fuhr mit dem Schiebkarren hin und her, aber von dem, was ihm begegnet war, erzählte er nichts. Im Herbst wurde das Häuschen gerichtet, weiter schien es noch nicht zu reichen. Der Michel war wieder verschwunden. Im Amtsbezirk hielt er sich gar nicht auf, er ging immer weiter hinaus, und so kam er im anderen Jahre wieder. Das Haus wurde ausgebaut, neuer Hausrath wurde angeschafft, und man zog ein.

Der Michel, den man sonst immer zu aller Arbeit haben konnte, war jetzt nicht mehr so willig bei der Hand, und kaum waren die Blätter am Kirschbaume vor dem Häuschen gelb, als der Michel wieder verschwunden war.

Jetzt war's klar, der Michel war ein handwerksmäßiger Bettler geworden, und man konnte es ihm auch nicht verübeln, daß er lieber draußen als daheim war, wo er bei Frau und Schwiegermutter nicht viel gute Tage hatte.

Wenn er heim kam, war er äußerst bescheiden, ging viel zur Kirche, arbeitete auch manchmal wieder an der Straße, aber er hielt's nie lange dabei aus, und plötzlich war er wieder verschwunden, Niemand wußte wohin.

Unser Knecht erzählte mir einmal, aber ganz im Geheimen, als ob kein Mensch etwas davon ahnen dürfte: der Michel habe ihm vertraut,

der Schlehbornstock sei wie behext, er habe keine Ruhe im Hause, und wenn er längere Zeit in der Ecke gestanden, da sei es — er könne drauf schwören, daß dies in Wahrheit der Fall sei — da sei es oft geschehen, daß der Stock in der Nacht aufstehe und ihn auf den Kopf und auf die Hände schlage, und dann sei es höchste Zeit, daß er fort gehe, und es sei sicher, daß er immer gute Ernte habe. Unser Knecht fragte den Michel, ob er nie nachgeforscht habe, ob der Stock allein ihn schlage, ob nicht vielleicht die alt' Babi an einem Ende des Stockes hänge. Michel kratzte sich hinter den Ohren und erklärte, daß das nicht möglich sei. Als wenn aber von ganz Anderem die Rede gewesen wäre, setzte er schnell hinzu: im Lande sei es mit dem Bettelbrandeln nichts, da seien die Menschen so karg; aber droben im Babilchen, in der Schweiz, auf den einzechten Höfen seien die Menschen gar gut. Geld schenken sie nicht gern, aber Erbsen, Bohnen, Mehl, Kartoffeln was man nur schleppen könne, und das mache er immer gut zu Geld. Da brauche ich nur meinen Brandbrief mit dem rothen Siegel zu zeigen und zu sagen: Ihr lieben Leute, danket Gott, daß er Euch vor Feuer Schaden bewahrt; seht mich an, mir hat's mein Hab und Gut verbrannt, und ich muß betteln, und gebet nun einen Gotteslohn, daß er Euch für ewige Zeit vor Feuer bewahre! — Kaum habe ich das gesagt, da sind sie Dir voll Mitleid, Männer, Weiber und Kinder; aber ich weiß nicht, was es ist, sie haben Alle ein grausames Bangen vor mir, besonders wenn ich da auf die Narbe an meiner Wange zeige, und über Nacht haben sie mich nirgends gern, wenn ich sage, daß ich ein abgebrannter Mensch bin; wo ich über Nacht bleiben will, fordere ich meine Gabe immer erst am anderen Tage.

So lebte nun der Michel viele Jahre. Wenn er heim kam — es war kein wohlfiges Daheim — hatte er's in den ersten Tagen immer ganz gut; kaum aber war der zweite Sonntag vorüber, gab es keine gute Stunde mehr, dafür aber um so schlechteres Essen, und wenn er klagte, hieß es, er sei an Leckereien gewöhnt.

Darum ging er auch immer wieder gern in die Fremde.

Als die alte Babi starb, vertraute er unserem Knechte, daß er nun sein Bettelleben aufgeben wollte; wenn er sich's recht überlege, so habe ihn eigentlich die alte Babi dazu verhext.

Aber das Sprüchwort muß wahr sein: Wer einmal ein paar Schuhe auf dem Bettelgang zerrissen hat, der hat keine Ruhe mehr.

Kinder hatte der Michel nicht, und so wanderte er wieder fort. Die

Räthe gab ihm eine Strecke Wegs das Geleite, und auf dem Heimweg sammelte sie Futter für ihre Kuh und ihre Ziege.

Manchmal kam der Michel auch den Sommer nicht nach Hause. Man staunte im Dorfe kaum mehr, wenn er wiederkam, die Wanderschaft des Michel erschien als ein guter Nahrungsweig. Ja, es boten sich ihm Manche an, Kameradschaft mit ihm zu machen, aber er nahm Niemand mit.



Es sind wohl jetzt zwanzig Jahre her, da standen Viele aus dem Dorfe vor unserem Hause, der Schlosser Blank stand oben auf der Leiter und nagelte eine kleine viereckige Blechtafel an den Balken unter dem Mittelfenster. Auf der Tafel war in Gold eine zackige Flamme abgebildet, draus schwang sich ein goldener Vogel empor und drunter stand: „Feuerversicherungsgesellschaft Phönix“.

„Was ist denn das? Phönix?“ fragten die Umstehenden.

Der Schulmeister erklärte, daß er Agent der Gesellschaft sei, die diesen Namen führt. Phönix sei nach der Sage der alten Aegypter ein

heiliger Vogel, der viele tausend Jahre lebe, und es lebe immer nur einer; wenn er sterben wolle, so verbrenne er sich in einem Feuer von lauter Myrrhen, und dann käme wieder ein junger Phönix heraus, der wieder viele tausend Jahre lebe. Der Schulmeister schärfte den Bauern sehr eindringlich ein, daß das nur eine Fabel sei, aber man habe es als ein schönes Sinnbild zu der guten Anstalt gewählt, die dafür Sorge, daß der Mensch mit seinem Hab und Gut unbeschädigt aus dem Brandunglück hervorgeht. Und so habe sich die Gesellschaft genannt, weil sie einem Jeden gegen mäßige Versicherung den Schaden ersetze, der ihm durch Brand zugefügt wird. Er knüpfte die Mahnung daran, daß ein Jeder in die Versicherungsgesellschaft eintrete.

„Da kommt unser Phönix“, hieß es plötzlich, und alle Blicke richteten sich nach dem oberen Dorfe, wo eben der Michel von der Wanderschaft heimkehrte.

Auch der Michel blieb bei der Gruppe stehen und fragte, was das sei. „Das bist Du“, hieß es allgemein, „Du bist auch so ein Vogel Phönix. Der Michel heißt Phönix. Willkommen, Phönix! Guten Tag, Phönix! Wie geht Dir's, Phönix?“

Von allen Seiten hagelte es Spott und Wisz — und der Wisz war gar nicht feindlich — auf Michel herab. Niemand bot ihm eine Willkommshand, und jetzt zum ersten Mal sah der Michel, daß er nicht wie ehedem gering angesehen im Dorfe war — er machte keinen weiteren Anspruch — sondern daß man ihn verachtete, und das hatte er doch nicht geglaubt. Er ging weiter durch das Dorf und trug den Stock hoch, als wollte er Jeden, der noch ein Wort gegen ihn wagte, damit züchtigen. Aber es kümmerte sich weiter Niemand um ihn, und so senkte er den Bettelstock wieder zur Erde. Zu Hause sagte ihm die Frau: „Du hast wol schon etwas draußen gegessen? Ich habe nicht gewußt, daß Du heute kommst, ich hab nichts.“

Michel nickte, er hatte freilich Hunger gehabt, aber er war ihm jetzt vergangen.

Als er am anderen Morgen vor sein Haus trat, sah er, wie überall an Thüre, Fensterladen und Balken mit Kreide angeschrieben war: „Phönix“.

Michel war voll Wuth, er nahm seinen Stock und wollte sogleich wieder in die Fremde. Er ging auch davon, aber draußen im Weiherwald an der Hecke, wo er vor Jahren den Stock geschnitten, stand er

unversehens still und lächelte vor sich hin. Dann plötzlich wendete er sich, wie wenn ihn Jemand umgedreht hätte, und ging wieder in's Dorf zurück, geradeswegs zum Schulmeister.

„Sie heißen mich den Phönix“, sagte er zum Lehrer.

„Das ist gerade keine Schande.“

„Sie meinen's aber so, und sie können Recht haben. Jetzt, Herr Lehrer, ich habe fragen wollen, ob ich auch so eine Tafel haben und auch in die Gesellschaft eintreten kann.“

„Warum nicht?“

„Warum nicht? Weil, weil —“ es wurde dem Michel schwer, seinen Grund herauszubringen, er konnte nicht sagen, wie verachtet er sich fühlte; endlich sagte er: „Ich möchte nicht, daß die Gesellschaft in Unehre kommt, wenn ich auch dabei bin.“

Der Lehrer erklärte ihm, daß das nicht der Fall sei; er zeigte ihm eine große Kiste mit den Blechtafeln, und der Michel sagte: „Ja, ja, wer diese alle anheften könnte, der hätte was gethan in der Welt.“

Da die Schulmeisterin in die Stube kam, bat der Michel den Lehrer, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen; dort sprach er lange, und er muß Gutes gesprochen haben, denn der Lehrer gab ihm das Geleite bis vor das Haus und reichte ihm draußen noch einmal die Hand.

„Ja, ja, sie sollen mich nur Michel Phönix heißen“, sagte er leise zum Lehrer, „das ist gut, das soll eine Ehre werden.“ Er ging durch das Dorf und lächelte immer vor sich hin und lächelte alle Begegnenden an.

Michel war der Zweite im Dorfe, der in die Feuerversicherung eintrat, auch an sein Haus wurde die Tafel angenagelt.

Er blieb nun im Dorfe, und als die Blätter an den Bäumen gelb wurden, fragten ihn die Leute: „Gehst Du denn nicht mehr fort?“

„Ich kann gehen und bleiben, wie ich will“, entgegnete der Michel. Aber viel war er beim Schulmeister, und die Leute sagten, er lerne auf's Neue Lesen und Schreiben.

Seit Jahren hatte Michel keinen Schnee im Dorfe gesehen, aber in diesem Jahre, als der erste Schnee fiel, läutete es wieder von der Kirche, und der Michel ging wieder den Berg hinan, auf dem die Kirche stand, aber Käthe ging nicht mit ihm, sie wurde vorausgetragen und nicht weit von ihrer Mutter begraben. Michel war nun einsam, und er blieb allein in seinem Hause. Die Leute sagten, er werde sich auf sein Alter noch

gute Tage machen und sich, da er wohlhabend war, eine junge Frau holen und sich pflegen lassen. Davon war aber bei ihm kein Gedanke.



„Fort, Bettel! Feuer, bist todt, todt!“ Die Brandnarbe an der linken Wange glühte, aber immer mehr blies der Michel in das Feuer, er stand dabei, bis Brief und Stock zu Asche verbrannt waren.

Es war im vergangenen Jahre, da traf ich in einsamem Wirthshause des oberen Gebirges eine große Versammlung von Landbewohnern. Hinter dem Tische saß ein altes Männchen und hatte Duzende von schimmernden Blechtaseln vor sich ausgelegt. „Ihr lieben Leute“, predigte er, und obgleich man wohl merkte, daß er das schon oft vorgebracht, hatten seine Worte doch einen eigenen bewegten Ton, „Ihr lieben Leute! Es ist eine große Sache in die Welt gekommen, eine schöne, eine gute, eine brave und eine ehrliche; alle guten Worte passen darauf. Das Beste auf der Welt und das Schönste ist das Feuer, aber auch das Schlimmste und das Häßlichste auf der Welt ist das Feuer. Jetzt haben sich die Menschen zusammengethan und sagen: was es Böses thut, wollen wir auslöschten, und wer das nicht hören will, und wer dem nicht nachfolgen will, mit dem soll man kein Mitleiden mehr haben, und man soll ihm keine Gabe geben, wenn er in's Unglück geräth. Warum hat er nicht in guten Tagen vorgesorgt, in ruhigen? O, Ihr lieben Leute! Viele von Euch haben mir

Gutes gethan und kennen mich von ehedem. Und jetzt möchte ich Euch was Gutes thun. Seht mich an, mein Backen ist verbrannt vom Feuer, aber in meiner Seele ist noch mehr verbrannt, ich bin ein Brandbettler geworden. Wenn ich Euch erzählen wollte, wie schwer und wie elend das ist, bis morgen früh wär' ich nicht fertig. Drum, wer das rechte Herz hat und den rechten Verstand, der thut jetzt dazu und tritt mit ein in die Genossenschaft. Da haben die Menschen etwas erfunden, was man sich nicht hätte denken können, das kann grausam schaden, und dagegen muß man helfen. Seht, da stehen die Zündhölzchen. Es ist mir recht, daß Ihr lacht. Ihr wißt, wie schnell das eine Flamme gibt, aber dagegen hat man ein Heilmittel finden müssen, und das ist mein Löschblech, die Feuerversicherung.

Saget nicht, daß dadurch mehr Brandstiftungen kommen; da laßt, da werdet Ihr Alles sehen, nehmt's mit heim, glaubet mir, es thut Euch gut und Euren Kindern; ich bleibe noch mehrere Tage in der Gegend, und morgen gehe ich von Haus zu Haus, und da bringe ich die Täfelchen mit, und wer will, dem nagle ich's gleich fest. Seht! Das sind gute Nägel, die halten brav. Und sie heißen mich den Phönix, und ich bin's gern." Er vertheilte Zettel und Schriften an alle Anwesenden, worauf das Nähere zu lesen war.

So sprach und that das Männchen. Mir war sofort eine Erinnerung aufgetaucht, und die Brandwunde machte ihn ja kenntlich: das ist der Michel Phönix aus meinem Geburtsdorfe. Aber es erschien mir kaum möglich, daß das Männchen so redefertig geworden sei. Ohne von seinem Stuhl aufzustehen, sagte er zu mir herüber, da ich an einem anderen Tische saß: „Ich rede nichts gegen andere Gesellschaften, die sind auch gut, und wer da eintritt, thut eben so recht. Sind Sie vielleicht auch ein Agent?" sagte er aufstehend und an meinen Tisch tretend.

Ich verneinte und sagte ihm, daß ich ihn wohl kenne, ich erinnere mich seiner Hochzeit und seines Hausbrandes.

Er war nun ganz glücklich, ein Ortskind in der Fremde zu treffen, und wir saßen wohlgemuth beisammen. Ich mußte mit ihm auf die Gesundheit unseres Knechtes anstoßen, der doch schon lange gestorben war. Und immer auf's Neue sagte er: „Sehen Sie, ich bin jetzt siebenzig Jahre alt, ich habe mein Leben im Elend verbracht. Warum ist das nicht früher eingerichtet worden? Und ich verstehe nicht, warum die Regierungen das Hausfren in dieser Sache nicht erlauben wollen. Ich muß das Gute

hehlings thun und jede Minute gewärtig sein, daß mich ein Landjäger in's Gefängniß führt. Und es ist doch so. Man muß den Leuten in's Haus kommen, denn nach einer guten Sache ausgehen, das thun die Wenigsten."

Er erzählte mir, daß er über tausend Täfelchen angeschlagen, und er hoffe es noch zu zehntausend zu bringen, wenn ihm Gott noch fünf Jahre Leben schenke.

Wir saßen noch lange beisammen und er erzählte mir viel. Als ich am anderen Morgen vor das Wirthshaus trat, stand der Michel oben auf der Leiter und nagelte eine Tafel an's Wirthshaus.



„Guch ist's wohl da oben?“ rief ich hinauf.

„O wie wohl! Das ist meine Leiter, auf der ich in den Himmel hinauf steige und den Menschen das Leben sicher machen helfe. Und ich bekomme jetzt noch was Neues dazu. Die Rinderpest ist eine gute Sache?“

„Die Rinderpest gut?“

„Ich mein' nicht so, ich meine es anders. Nächstens haufire ich auch für die Viehverficherung, und jetzt sind die Menschen eher dazu zu bringen.“...

Der Michel wandert noch durch die Lande, und wohl denen, die ihr Haus erst damit festfugen, daß sie es mit der Tafel schmücken, sei es in dieser, sei es in jener Gesellschaft. □....

